

Lothar Zier Wildnis contra Kulturlandschaft – Natur und Mensch im Clinch

Nach dem «Urknall» vor vielen Jahrmilliarden ist der Planet Erde entstanden; und irgendwann in der Folge hat sich dort Leben eingestellt. War es Zufall oder Gottes Wille? Wir wissen es nicht!

Tatsache ist, dass sich innerhalb des Sonnensystems höheres Leben nur auf unserem Planeten entfalten konnte. Dies verdanken wir der Distanz zur Sonne. Das dadurch bedingte Klima ermöglichte die Entwicklung vom Einzeller bis hin zum Homo sapiens. Es geschah nicht ohne Pannen. Klimaveränderungen, Vulkanausbrüche oder Meteoriteneinschläge haben von Zeit zu Zeit Zäsuren in der Evolution irdischen Lebens bewirkt. Das Verschwinden der Saurier und der darauffolgende Aufstieg der Säugetiere werden von der Wissenschaft derartigen Einflüssen zugeordnet.

Der Mensch «kultiviert» seine Umwelt

Seit dem Ende der letzten Eiszeit vor etwa zehntausend Jahren erfährt die Expansion des «wissenden Menschen» ein beängstigendes Ausmaß. Er beherrscht mittlerweile die Tropen ebenso wie die gemäßigten Zonen oder die Arktis.

Solange die wenigen Jäger und Sammler der Frühzeit nomadisierend durch die Urlandschaft zogen, hinterließen sie kaum Spuren. Erst der sess-

haft gewordene jungsteinzeitliche Ackerbauer hat durch Maßnahmen der «Kultivierung» sichtbar Landschaft verändert. Damit begann bei uns vor rund fünftausend Jahren der Prozess, der infolge seiner Perfektion nun zum Problem geworden ist.

Neben den uns namentlich unbekanntem Ureinwohnern haben Kelten, Römer, Alemannen, Schwaben und letztlich auch Franken zu dieser Entwicklung beigetragen.

Die Einflussnahme des frühen Menschen auf die Umwelt kann durch pollenanalytische Untersuchungen belegt werden. So wurden beispielsweise bei Bohrungen am Königssegger See (Kreis Ravensburg) im Grundsediment größere Mengen von Spitzwegerich-Pollen entdeckt. Diese Wildkraut-Art ist lichtabhängig. Sie konnte sich im damals vorherrschenden Urwald kaum entfalten und gilt deshalb als Indiz für eine erste Rodungstätigkeit im Umfeld des Gewässers. Das geschah vor etwa fünftausend Jahren, also zur «Ötzi-Zeit». Die ältesten Funde von Getreide-Pollen werden auf die Zeit um Christi Geburt datiert. Sie dokumentieren, dass bereits die damals keltisch-römische Bevölkerung großflächig Landwirtschaft betrieben hat. Die erst um 260 nach Christus in den Bodensee-Raum eingewanderten Alemannen konnten sich also ins «gemachte Nest» setzen.

Vom Urwald zum Forst: Vielerorts wurden die naturnahen Laubmischwälder (siehe nächste Seite) durch ökologisch verarmte Fichten-Monokulturen ersetzt.





Mit dem Anwachsen der Bevölkerung und verursacht durch den technischen Fortschritt erhöhten sich auch die Ansprüche an den verbliebenen Wald. Da hatten Eisenhütten enormen Bedarf an Holzkohle, und zum Schmieren der Wagenräder benötigte man allenthalben «Karresalb». Deren Grundsubstanz bestand aus Kiefernharz. Für mehr als zweitausend Jahre qualmten deshalb Kohlenmeiler und Salböfen in unseren Wäldern. Aus jenen Tagen wird der zweideutige Spruch überliefert: Schmieren und Salben hilft allenthalben, hilfts nicht bei Kärren, so doch bei den Herren.

Holz im Überfluss – Holznot – nachhaltige Forstwirtschaft

Im Mittelalter erforderten Kloster-, Burgen- und Städtebau große Holzmengen, und die anschwellende Kopffzahl benötigte immer mehr Brennholz. Um herrschaftliche Jagdfreuden zu stillen, wurde eine Überhege von Schalenwild betrieben. Die dadurch entstandenen Verbiss- und Schältschäden am Jungwald waren gewaltig. Die damals noch übliche Waldweide verschärfte das Problem. Sie endete erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als man auf

Stallfütterung umstellte. Nun wurde Einstreu gebraucht, die wiederum zur Degradierung der Waldböden führte.

Da es noch keine geordnete Forstwirtschaft gab, kam es schließlich zu Engpässen in der Holzversorgung. Wer sich das Voll-Holzhaus nicht mehr leisten konnte, baute nur noch einen hölzernen Rahmen und «fachte» die Hohlräume mit Lehmwickel aus. So entstand, aus der Not geboren, das Fachwerkhaus. Brennholz-Ersatz mussten die Moore liefern, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts angezapft und ausgebeutet wurden. Damit begann die Zerstörung der letzten Urlandschaften in der Region zwischen Donau und Bodensee.

Die katastrophale Waldverwüstung führte schließlich zum Erlass von Forstgesetzen. Sie sollten den Raubbau verhindern und eine nachhaltige Wirtschaft garantieren. Das bisher für die Hege des Wildes zuständige Personal übernahm die damit verbundenen Aufgaben. Dies war die Geburtsstunde eines neuen Berufsstandes: Der Heger mutierte zum Förster.

Die nun beginnende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Ökosystem Wald war – in Anbetracht der Holznot – durchdrungen von ökonomischem Denken. Bei der Verjüngung erhielt das für den Hausbau hoch geschätzte Nadelholz den Vorzug. Dies bewirkte eine grundlegende Veränderung des Waldbildes: Die bisher von der Buche dominierten naturnahen Waldgesellschaften wurden nun mehrheitlich in künstlichen Nadelforst überführt. Zu Ende gedacht heißt das, der «Gelbhard», der lichte, von Artenvielfalt geprägte und im Herbst farbenfrohe Laubmischwald wurde durch ökologisch verarmte Fichten-Monokulturen ersetzt.

Borkenkäfer-Kalamitäten, Sturmkatastrophen und Verwüstungen durch Eisregen haben Waldbesitzer wie Forstleute mittlerweile zum Umdenken bewogen. Das lässt hoffen, dass die naturgemäß bewirtschafteten Wälder künftig wieder vermehrt ökologische Nischen für anspruchsvollere Bewohner aufweisen werden. Dazu zählt beispielsweise Totholz für Spechte und andere Höhlenbrüter. Bleibt noch zu wünschen, dass die in jüngster Zeit eingeführten Vollernte-Verfahren mit Großmaschinen auch diesen Anforderungen Rechnung tragen.

Ohne Blumen keine Schmetterlinge!

Gravierend ist der Verlust an Fauna, Flora und an Habitaten in der offenen Landschaft. Die Landtechnik im Ackerbau und Grünlandbereich erfuhr im Verlaufe von Jahrtausenden nur geringfügige Veränderungen. Als die Flintstein-Sichel von der Metall-

Sense verdrängt wurde, haben das die Besitzer eines Dinkelackers wohl kaum bemerkt. Die über Jahrhunderte übliche Dreifelder-Wirtschaft mit Winterösch, Sommerösch und Brachösch gewährte reichlich Ruhezeiten und Rückzugsgebiete für Tiere und Pflanzen. Nicht zu vergessen die von einer Vielzahl von Hecken und Rainen durchsetzte, kleinräumig mit Zugtieren bewirtschaftete Feldflur!

Nun hat sich im Landbau innerhalb weniger Jahrzehnte mehr verändert als in den letzten dreitausend Jahren. Und wir waren Zeugen dieser Entwicklung. Aber auch der «mit dem Naturschutz vor Ort Beauftragte» konnte nicht verhindern, dass High-Tech-Maschinen, wassergefährdende Kunstdünger und umweltbelastende «Schädlings-Chemie» massiv das Feld eroberten.

Die Sense wurde vom Messerbalken abgelöst, und diesen hat mittlerweile der Kreiselmäher verdrängt. Der häckselt nun alle vier bis sechs Wochen Gras, Kraut und die letzten Kleintiere. Ergebnis: Trotz reichlich Grünland müssen die letzten Störche hungern. Und weil die Vegetation nurmehr selten zum Blühen kommt, sind Wiesen eben nur noch grün. Folge: Ohne Blumen keine Falter!

Die Grünlandwirtschaft in Mooren ist gekennzeichnet von übermäßiger Güllefracht und tiefgreifender Entwässerung. Unter solchen Bedingungen werden wir vergeblich auf die Rückkehr von Orchideen, Enzian und Trollblumen warten. Ackerwildkräuter wie Kornrade, Rittersporn, Gauchheil, Erdrauch, Stiefmütterchen und Kornblume sind für die jüngere Generation exotische Gewächse. Kulturfolger wie Wachtel, Rebhuhn und Feldhase sind reif für die «Rote Liste». Maschineneinsatz bedingt große, möglichst ebene Fluren. Deshalb verschwinden Strukturen wie Hecken, Raine, Mulden oder Hilben aus der Landschaft. Letzte Oasen!



Wenn auf den Moorwiesen zur Mahd anstelle des Kreiselmähers der sanftere Messerbalken eingesetzt wird, dann findet auch der Weißstorch noch genügend Nahrung.



Historischer Führer Bottwartal/Marbach

160 Seiten, 90 Farbabbildungen,
zahlreiche Landkarten,
14,8 × 21 cm, broschiert
ISBN 3-88627-256-7

€ 9,90

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

Verlagshaus Reutlingen · Oertel + Spörer
Postfach 16 42 · D-72706 Reutlingen

Es ist mühsam, gegen diesen Strom zu schwimmen. Schließlich bleibt den Bauern keine andere Wahl. Sie müssen alle Register ziehen, um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können. Und der ist gnadenlos, ohne Rücksicht auf Verluste an Lebensraum für die Vielfalt göttlicher Schöpfung.

Der damit verbundenen Ökokatastrophe wird staatlicherseits durch kostspielige Programme gegengesteuert: Landschaftserhaltungs-Verbände werden gegründet, Seensanierungen eingeleitet, Öko-Sparbücher entwickelt, Landschafts-Pflege-Verträge abgeschlossen. Wer umweltverträgliche Landwirtschaft betreibt, wird durch «MEKA», den Markt-Entlastungs- und Kulturlandschafts-Ausgleich, entschädigt. Wer in Wasserschutzgebieten weniger düngt, erhält Ersatzzahlungen.

Doch erst die Zukunft wird zeigen, ob all diese Bemühungen zur Erhaltung des Landschaftsbildes, zur Gesundung der Seen, zur Renaturierung von Mooren und zur Bewahrung ökologischer Vielfalt nennenswert beitragen können.

Die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur hat Tradition. Schon vor Jahrzehnten philosophierte Julius Sturm:

*Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Stirne kraus in Falten.
«Ich hab' den Acker wohl bestellt,
auf reine Aussaat streng gehalten.
Nun seh mir eins das Unkraut an –
das hat der böse Feind getan!»*

*Da kommt sein Knabe hochbeglückt
mit bunten Blumen reich beladen.
Im Felde hat er sie gepflückt:
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er sprach: «Sieh Vater all die Pracht,
das hat der liebe Gott gemacht!»*